Deutsches Montags-Blatt.

Chef-Redacteur: Arthur Levysohn in Berlin. Verlag von Rudolf Mosse in Berlin-Leipzig. Berlin, 21. Dezember 1885.

Nr. 51. IX. Jahrg.

Inhalt: Sonntags-Telegramme. — Informationen. — Politische Wochenschau. Von Arthur Levysohn. — Vom internationalen Geldmarkt. Von Max Neustädter. — Die liberale Bewegung in Königsberg (1840—1884). Von Ferd. Falkson: Die Landsmannschaft und der Lehrkörper. — Nordamerikanisches Weihnachtsfluchs-Idee. Von M. Wilhelm Meyer. — Die Menzel-Ausstellung. Von Dr. Franz Joachim. — Musik und Moral. Von Heinrich Ehrlich. — Silhouetten aus der Berliner Gesellschaft. Von Ulrich Frank: Die Entwickelten — der Parvenu. — Gesellschaftliche Strafpredigten. Von Oskar Baumann: „O bitte, das thut ja nichts!" — Theater. Von Otto Neumann-Hofer: Ein Weihnachts-Rückblick. — Musikalische Glossen. Von Alexander Moszkowski: Hanslick's Musikästhetik. — Militärleben. Von Alex. Baron von Roberts: Aus der Art. — Zwei Genossen. Weihnachts-Erinnerung von Max Brauer. — Vom Weihnachtsbücherstich. — Etcetera.

Abonnementspreis 2 Mk. 50 Pf. pro Quartal. — Insertionspreis pro Zeile 40 Pf. — Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

An unsere Leser.

Mit nächster Nummer schließt das vierte Quartal des neunten Jahrgangs vom „Deutschen Montags-Blatt". In der ganzen Zeit seines Bestehens hat diese politisch-literarische Wochenschrift die Genugthuung gehabt, sich von der Gunst der Lesewelt getragen zu sehen, und so können Redaktion und Verlag auch jetzt, beim Eintritt in den neuen Jahrgang, durch die reiche Anerkennung, welche ihr Unternehmen gefunden, sich nur angespornt fühlen, in den Anstrengungen, welche sie bisher gemacht, nicht zu erlahmen.

Außer den Beiträgen unserer regelmäßigen Mitarbeiter liegen bereits eine Reihe sehr interessanter Artikel oder Zusicherungen solcher für die nächsten Quartale von Schriftstellern vor, die theilweis schon zu den gefeiertsten unserer modernen Autoren gehören: Karl Blind, Alexander Baron Roberts, M. Wilh. Meyer, Otto Roquette, P. K. Rosegger, H. Billinger, E. Bely, Gerhard Rohlfs, Hedwig Dohm, A. Weber, F. v. Holtzendorff, Oscar Blumenthal, Konrad Telmann, Maximilian Bern, Ferd. Groß, Hugo Klein, Hermann Sudermann, Hermann Heiberg, Otto Brandes, Peschuël-Löche, Franz und Paul v. Schönthan, Albert Träger, Emil Schiff, Sara Hutzler, Wilhelm Raabe, Woldemar Kaden, B. Oulot, Emil Peschkau, H. Schwarzkopf, Carlos von Gagern, M. von Ebner-Eschenbach, Schmidt-Weißenfels, W. Wyl, um nur Einige zu nennen, werden dem neunten Jahrgange des Deutschen Montags-Blattes besondere Anziehungskraft verleihen.

Im Laufe des nächsten Quartals erscheinen an größeren novellistischen Arbeiten u. A.:

Alexander Baron Roberts: Militärleben.
Karl Wartenburg: Wenn Frauen alt werden.
Heinrich Ehrlich: Ein Hazardspiel der Gefühle.
A. Weber: Stickluft.

Außerdem aber werden die kolonialpolitischen Aufsätze von Gerhard Rohlfs und die politischen Erinnerungen Dr. F. Falkfons aus den vormärzlichen Tagen Königsbergs fortgesetzt und zu Ende geführt.

Der Abonnementspreis bleibt pro Quartal auf 2,50 Mark normirt. Alle **Postanstalten** des deutschen Reiches, sowie sämmtliche **Buchhandlungen des In- und Auslandes** nehmen jederzeit Abonnements-Bestellungen entgegen.

Redaktion und Verlag des „Deutschen Montags-Blattes".

Sonntags-Telegramme.

Hw. **Wien**, 20. Dezember, 9 Uhr 55 Min. Vorm. Sämmtliche Vertreter der Großmächte in Sofia fragten gestern bei der bulgarischen Regierung an, ob dieselbe die Beschlüsse der Militärkommission unbedingt annehmen werde. Minister Zanow antwortete, **Bulgarien unterwerfe sich der Kommission**, in der Erwartung, dieselbe werde die sofortige Räumung des Widdiner Gebietes und das Verbleiben der Bulgaren in Pirot bis zum Friedensschluß beschließen. Bis Mittwoch wird die Beendigung der Arbeit der Kommission erwartet. Madjid Pascha ist gestern mit Karawelow und Zanow in Pirot eingetroffen; eine **bulgarisch-türkische Verständigung wegen Ostrumeliens** wird baldigst erwartet. Graf Khevenhueller ist heute nach Nisch gereist.

W.T.B. **Cattaro**, 19. Dezember. Nach hier eingegangener Nachricht hat Montenegro in Folge der Zusammenziehung **türkischer Truppen** in der türkischen Krajna **drei Bataillone** an die Grenze nächst Antivari abgehen lassen.

Hw. **Wien**, 20. Dezember, 12 Uhr 10 Min. Vorm. Graf Taaffe ist seit vorgestern erkrankt; man befürchtete Blattern, Professor Nothnagel diagnosticirte jedoch eine Halsaffektion. Heute ist das Fieber mäßig, das Allgemeinbefinden besser.

W.T.B. **Wien**, 20. Dezember, Vorm. 11 Uhr 15 Min. **Privatverkehr. Oest. Kreditaktien 294,75. Geschäftslos.**

Politische Wochenschau.

Von Arthur Levysohn.

Der Reichstag ist in die Weihnachtsferien gegangen, nachdem er im Geschwindschritt und ohne einen der sonst landesüblichen heftigen Zusammenstöße das Heeres-Budget erledigt hatte. Die seltsamen Gerüchte über mögliche Auflösungspläne, welche im Busen der verbündeten Regierungen schlummern sollen, finden kaum irgendwo ernstliche Beachtung. Die Drohungen einzelner inspirirter Preß-Organe, man werde, wenn sich das Parlament anläßlich des Branntwein-Monopols gar zu ungeheurig erweise, einfach die Frage des Militär-Septennats vorzeitig auf die Tagesordnung setzen, um dann mit Hilfe dieses „nationalen" Instrumentes durch einen Appell an die Wählerschaft eine „bessere" Zusammensetzung der Volksvertretung im Sinne der verbündeten Regierungen zu erzielen, diese Drohungen gehören zu der Klasse jener politischen Luftspiegelungen, von denen der Berliner zu sagen gewohnt ist: Bange machen gilt nicht.

In der That scheint für den Moment die Einigkeit der verbündeten Regierungen in gewissen Angelegenheiten fragwürdiger zu sein, als dem Reichskanzler lieb sein darf, der ja bekanntlich in neuerer Zeit den Bundesrath, als Verkörperung der verbündeten Regierungen, als den wahren Jakob und getreuen Eckart des Reichseinheits-Gedankens aufgefaßt wissen will. Ganz abgesehen davon, daß die Branntwein-Monopol-Ideen, nach dem Rezept des französischen Professors Alglave, den mit Reservatrechten ausgestatteten Bundesgenossen einen Verzicht an königlichen Prärogativen zumuthet, der von den Interessenten schwerlich leichten Herzens bewilligt werden mag, abgesehen davon, scheint in diesem Augenblick die Temperatur des Bundesraths für die Präfidialmacht nicht allzu angenehm zu sein. Die Ausübung der Gerichtsbarkeit in den deutschen, überseeischen Schutzgebieten sollte nach dem ursprünglichen preußischen Antrage ausschließlich durch kaiserliche Verordnung geregelt werden. Die verbündeten Regierungen, deren Beispiel Fürst Bismarck so gern ins Feuer führt, wenn es gilt, angebliche Machtgelüste des Reichstages zurückzuweisen, schienen aber der Meinung zu sein, daß die kaiserliche Gewalt in so absoluter Weise eine Stärkung nicht erfahren dürfe und so mußte es der Reichskanzler über sich ergehen sehen, daß seine intimsten Bundesgenossen ihn im Stiche ließen, indem sie einen Beschluß faßten, nach welchem der Erlaß kaiserlicher Verordnungen über die Kolonialgerichtsbarkeit von der vorherigen Zustimmung des Bundesraths abhängig gemacht wurde.

Das war für den Reichskanzler ein gar nicht mißzudeutender Wink mit dem Zaunpfahl und wenn die letzte kaiserliche Botschaft an den Reichstag, deren räthselhaftes Auftauchen noch immer eines autorisirten „Weisen Daniels" harrt, wirklich die Absicht hatte, den verbündeten Regierungen die Besorgniß zu benehmen, als könnten sie durch eine imaginäre „Reichsregierung" jemals in ihren Rechten verkürzt oder in ihrer Souveränetät gekränkt werden, so hätte die letzte bundesräthliche Abstimmung erwiesen, daß auch diese Botschaft „verlorene Liebesmüh" gewesen, da die verbündeten Regierungen strikte darauf halten, die kaiserliche Autorität selbst in überseeischen Gebieten nicht durch neue Vollmachten zu vergrößern.

Freilich beide Gewalten, der Bundesrath und die Präsidialmacht, sind darin einig, der Volksvertretung bei solchen Akten der Gesetzgebung, welche sich auf die Kolonial-Gerichtsbarkeit beziehen, keinerlei Stimme im Kapitel zuzuerkennen. Dem Reichstage sollen dergleichen Verordnungen nur „zur Kenntnißnahme" mitgetheilt werden; höchstens, daß es ihm unverwehrt bliebe, die nöthigen Geldmittel zu bewilligen, falls mit dieser kolonialen Verordnungsthätigkeit irgend welche Ausgaben verknüpft wären. Als Geldbewilligungsmaschine soll die Volksvertretung nach wie vor ihre Pflicht uneingeschränkt erfüllen dürfen.

Allein daß auch dieses Vorrecht des Reichstages zu Zeiten sehr unbequem werden kann, für Regierungen nämlich, denen nicht viel daran liegt, sich der Willensmeinung des Volkes und seiner Erwählten anzubequemen, das beweisen eben jetzt die parlamentarischen Vorgänge in Frankreich, die sich gleichfalls lediglich auf kolonialpolitische Dinge beziehen. Freilich handelt es sich dabei auch um Tonking, d. h. um eine kriegsmäßige Expedition, welche schon ungeheure Opfer an Geld und Blut erfordert hat und die soeben noch neue Anforderungen an den ziemlich erschöpften Geldbeutel des französischen Steuerzahlers stellt. Es sind gewissermaßen zwei Weltanschauungen, die sich bei diesem Anlaß in der Pariser Deputirtenkammer feindlich gegenüberstehen.

Die eine stützt sich auf die überlieferte Auffassung von der Fahnenehre der Nation, die durch den angesonnenen Verzicht auf die einmal gemachten Eroberungen, nicht dem Spott und dem Gelächter der Welt preisgegeben werden dürfe. Diese Auffassung betrachtet alle die peinlichen und kostspieligen Ereignisse, deren Schauplatz Tonking gewesen, lediglich vom Standpunkte des militärisch point d'honneur, wie er bis heutigen Tagen in allen Armeen der Welt volle Giltigkeit besitzt.

Die andere Art, die irdischen Dinge zu betrachten, ist weit mehr materieller und realistischer Natur. Ihr steht das kaufmännische „Soll und Haben" der Nation in erster Reihe. Ihre Bekenner pfeifen auf den Begriff der Fahnenehre und des nationalen Prestiges in fernen Welttheilen. Sie anerkennen in ihrer naturalistischen Anschauung nur das, was greifbare Vortheile und pekuniäre Ergebnisse für Land und Volk zu zeitigen im Stande ist. Diese Auffassung ist als Absagebrief an die bisherige idealistische Bedeutung des Staatsbegriffs zu betrachten und man darf gespannt darauf sein, welche von beiden Lehrmeinungen schließlich in der französischen Volksvertretung den Sieg davon tragen wird; denn auch wenn die Existenz des Ministeriums Brisson nicht von der Entscheidung abhinge, ist es von hohem Werth für die Nachbarn, diese Wandlung in der Ansicht von der ethischen Bedeutung des Staates mit Aufmerksamkeit zu verfolgen.

Daß solche Wandlungen übrigens heut zu Tage in politischen Dingen nicht gar so selten, das beweist — wie z. B. die Bekehrung des Fürsten Bismarck vom Manchester-Mann zum Staatssozialisten — neuerdings die Umkehr Gladstones, der eine ganze Oberhaut altenglischer Vorurtheile abstreifen mußte, um zu jenen irischen Vorschlägen zu gelangen, mit denen er sich plötzlich auf die Seite der Parnelliten und Homeruler gestellt hat. Die von dem alten Whig befürwortete Schaffung eines irischen Sonder-Parlaments muß als der erste Schritt zu jenem dualistischen System betrachtet werden, welches in Oesterreich-Ungarn zu so zweifelhafter Blüthe gelangt ist. Für Irland mag das Lokal-Parlament vielleicht nachgerade eine Unentbehrlichkeit geworden sein; für das Gesammtreich läge darin eine Schwächung, welche sich namentlich auf dem Gebiete der auswärtigen Politik alsbald auf das Empfindlichste fühlbar machen müßte.

In Wien und Budapest weiß man im Regierungslager ein Lied davon zu singen. Die tausend und eine Methoden, welche versucht werden mußten, um die widerstrebenden Neigungen der beiden Parlamente in den Delegationen unter einen Hut zu bringen, werden wohl eines Tages ihren Homer finden. Für jetzt genügt es, auf die Schwierigkeiten hinzudeuten, welche gerade durch den Dualismus für die Regelung der schwebenden Balkanfragen erwachsen, angesichts des unverhohlenen Mißtrauens, mit welchem die Ungarn die freundnachbarliche Einigung beobachten, die durch das Drei-Kaiserverhältniß zwischen dem Czaren und dem Kaiser Franz Joseph hergestellt wurde. An die ehrliche Festsetzung der Demarkationslinie zwischen russischem und österreichischen Einfluß auf dem Balkan wollen die Magyaren noch immer nicht recht glauben, und die Pforte scheint diese ungarischen Thomaffe für maßgebender zu halten, als sie es zur Zeit sind. Anders ist die verspätete Ermannung kaum zu erklären, welche den Sultan jetzt von den Mächten ein Mandat zum Einmarsch in Ostrumelien verlangen läßt, zu dem er sich mittlerweile genügend vorbereitet hält. Es ist indeß zu besorgen, daß die Türkei bei dieser Gelegenheit intime Bekanntschaft mit dem deutschen Dichterwort wird machen müssen:

„Was Du von der Minute ausgeschlagen,
Bringt keine Ewigkeit zurück!"

Gesellschaftliche Strafpredigten.

Von
Oskar Baumann.

„O, bitte, das thut ja nichts!"

Die Redensart ist wie ein durch konventionelle Rücksichten gebotenes Kleid; wir legen es bei gewissen Gelegenheiten an, weil es einmal so Gebrauch ist, aber im Hause genirt es uns. Wenn wir uns im eigenen Heim nicht einmal bequem so gehen können, wie wir wirklich sind, dann erscheint uns die Phrase als Unwahrheit, die uns schwer über die Lippen will.

Meine Frau und ich sind beide sparsam, müssen es auch sein. Zu unseren liebsten Vergnügungen gehört der Theaterbesuch; er ist nur ein wenig theuer, denn aus Rücksicht auf meine Stellung als Beamter nehmen wir gute Plätze, erstes Parquet, dritte Reihe.

Der Erste des Monats ist da, und ich fühle mich wieder einmal als Nabob. „Halt," denke ich, „heute wird ins Theater gegangen; wollen doch sehen, was es giebt!" — Herrlich, „Die zärtlichen Verwandten" mit der Frieb. Das haben wir uns schon längst gewünscht!

Mit zwei Parquetbillets in der Tasche wandere ich seelensvergnügt nach Hause. Meine Frau freut sich natürlich ebenfalls sehr auf den Abend und äußert besorgt: „Wenn nur Niemand kommt!" — „Ach," sage ich, „Unsinn! Wer soll denn kommen bei diesem Hundewetter?"

Wir machen uns zum Ausgehen fertig, meine Frau setzt vor dem Spiegel ihren Hut auf und ich lege die Sicherheitskette vor die Hinterthür.

Da — mit einem Male klingelt es — ich ahne Besuch, öffne und richtig! Mein Büreau-Chef nebst Frau Gemahlin!

Die Ankommenden sehen meine Frau im Hut und mich im Ueberrock, und rufen ganz logisch: „Ach, wir stören Sie, Sie wollten gewiß ausgehen."

Unsere artige Erwiderung ist natürlich: „O, bitte, das thut ja nichts, legen Sie doch gefälligst ab."

Und siehe da, sie blieben in der That. Ach, meine schönen Billets!

Am Vormittag hat mein Schwager uns ein Schock Oderkrebse geschickt, und wir freuen uns Beide, unserem Besuch eine derartige Delikatesse vorsetzen zu können. Die rothgesottenen Schaltthiere kommen auf den Tisch, und meine Frau beeilt sich, den Gästen zu erzählen, auf welche Weise wir in den Besitz eines solchen Leckerbissens gekommen sind. Sie könnten ja den ungeheuerlichen Gedanken fassen, wir verstiegen uns auf eigene Kosten zu solchem Luxus! Die Gäste lächeln huldvoll, und lassen es sich zu unserer Freude gut schmecken.

Ich bin nun zwar ein leidenschaftlicher, aber kein geübter Krebsesser, ebenso meine Frau. Wir quälen uns mühselig mit dem ersten Exemplar ab, während unsere Gäste ordentlich aufräumen. Ich traue meinen Augen kaum, aber es ist so, es befinden sich nur noch drei kleine, unansehnliche Krebse in der Schüssel; ich bin darob ganz verblüfft.

Mein Vorgesetzter scheint heute sein Leibgericht vor sich zu haben; in raffinirter Weise hat er erst alle Scheeren und Schwänze herausgepellt, sich dann tüchtig Krebssauce und Kartoffeln genommen, kaut mit beiden Backen, klopft mir auf die Schulter und sagt: „Die Krebse sind herrlich, wir essen Ihnen Alles auf."

Wenn ich nun meine wahre Meinung sagen wollte, so müßte ich erwidern: „Ja, das sehe ich, Sie unbescheidener Mensch!" — so aber sage ich höchst verbindlich: „O, bitte, das thut ja nichts; wenn es Ihnen nur schmeckt."

Jetzt will er sich noch etwas Sauce nehmen, steht sich aber beim Schöpfen um und gießt den halben Inhalt der Saucière auf das Tischtuch.

Wir springen auf, dabei gießt der Herr die Sauciere vollends um! Ich sehe verstohlen meine Frau an, ein verräthersches Zucken spielt um ihre Mundwinkel — sie hat ihr einziges Damastgedeck, unseren Gästen zu Ehren, aufgelegt. Die arme, kleine Frau, sie weiß sehr gut, daß Krebssauceu-Flecke unvertilgbar sind, trotzdem aber sagt sie freundlich: „O, bitte, das thut ja nichts, das geht beim Waschen ja alles wieder heraus."

Wir sind mit dem Essen fertig, es wird abgeräumt, und unsere Gäste äußern den Wunsch, in der „Germania von Scherr" zu blättern, die gerade auf einem Seitentischchen liegt. Wir haben uns das Werk allmälig in Lieferungen angeschafft und sind sehr stolz darauf. Die Frau meines Chefs ist ein wenig heftig, sie schlägt eine Seite um und — reißt eins der schönsten Vollbilder mitten durch. Sie sieht erschrocken auf: „Ach Gott, wie schade, ich konnte wahrhaftig nichts dafür!" „So sehen Sie sich doch vor!" schwebt mir auf der Zunge; über die Lippen kommt es sanft und tröstend: „O, bitte, das thut ja nichts!"

Endlich machen die Leute Miene, aufzubrechen, ich begleite sie devotest die vier Treppen hinunter und kehre zu meiner Frau zurück! Trotz ihrer Sanftmuth kann sie sich in der Einsamkeit unseres Schlafkämmerleins nicht enthalten, zu seufzen: „Sie hätten sich auch einen andern Tag aufsuchen können." „Sei gut, Lottchen," erwidere ich, „die Theaterbillets sind verfallen, aber es thut ja nichts. Mein Chef kann mir doch einmal nützlich sein."

Ich vergrabe mich in meine Kissen mit dem angenehmen Bewußtsein, an demselben Abend ungefähr ein halb Dutzend Mal und zuletzt gar meiner lieben Frau gegenüber gelogen zu haben. „Aber das thut ja nichts, es sind nur kleine Unwahrheiten ohne Bedeutung." Und mit diesem Versuch, mich schließlich selbst zu belügen, schlafe ich ein.